

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 21 (1917-1918)
Heft: 2

Artikel: Wilhelm von Humboldts Frauenideal
Autor: Kohut, Adolph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

grundlegender Bedeutung verfaßt. Reiche Anerkennung und hohe Ehrungen wurden dem bescheidenen Gelehrten zuteil, 1909 erhielt er den Nobelpreis für Medizin.

Wilhelm von Humboldts Frauenideal.

Von Dr. Adolph Rohut.

(Nachdruck verboten.)

Am 8. August 1917 schrieb der vor 150 Jahren, am 22. August 1767, geborene und am 8. April 1835 verstorbene große und geistreiche Gelehrte, Ästhetiker und bedeutende Staatsmann Wilhelm von Humboldt an seine Gattin Karoline von Dacheröden, nach einer fast 30jährigen Ehe: „Habe mich nur lieb, mein innigstgeliebtes Weib, dann kommen wir über alles hinweg. Was die Welt ohne das wäre, daß man sich lieb hat, ist gar nicht mit Gedanken auszumessen. Ich bin ewig und unablässig bei Dir.“ Schon diese Äußerung kann als ein urkundlicher Beweis dafür gelten, daß der Brieffschreiber ein überaus liebevolles Gemüt besaß und für Frauenliebe eine besondere Empfänglichkeit hatte. In der Tat bildete die Liebe ebenso wie bei Goethe, dem treuen Freund Humboldts, keine bloße Episode in seinem Erdenwallen, sondern war mit den feinsten Fasern seines Herzens aufs Innigste verknüpft.

Wie viele berühmte Männer in der Mitte des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts im Umgang mit hochgebildeten, kunstsinigen und feinempfindenden Mädchen und Frauen die schönsten Blüten ihres Geistes entfalteten, so auch der jugendliche Wilhelm von Humboldt. Mit seinem jüngeren Bruder, dem später zur Weltberühmtheit gelangten Naturforscher Alexander von Humboldt, auf dem elterlichen Schlosse Tegel und in Berlin erzogen, verkehrte er viel in dem sogenannten „Tugendbund“, einer literarischen Vereinigung, die sich in der Hauptstadt Preußens gebildet hatte. Bei aller Empfindsamkeit, die dort herrschte, übte doch der Umgang mit geistvollen und hochsinigen, sowie reizvollen Mädchen und Frauen eine wohlthuende Wirkung auf das Herz und das Gemüt gleichgesinnter Jünglinge aus. Einige durch Schönheit, Jugend, Frohlaune und Witz besonders begabte Vertreterinnen der holden Weiblichkeit gewannen eine sichere Herrschaft über des Jünglings Denken und Fühlen. Zu ihnen zählte u. a. die zu jener Zeit über alle Maßen gefeierte Henriette Herz, die Gattin des Fürstlich Waldeck'schen Hofrates und Professors Dr. Marcus Herz, die zugleich die Begründerin des ersten Berliner Salons war. Wie später Ludwig Börne, der Hausgenosse des Herz'schen Ehepaars, und Friedrich Schleiermacher, schwärmte auch er für die mit allen Vorzügen ausgestattete Frau. Ebenso fesselten ihn andere reizvolle Wesen, wie z. B. die von ihm „Brendel“ genannte philosophisch angehauchte Tochter des bekannten Populär-Philosophen Moses Mendelssohns, des Freundes Gotthold Ephraim Lessings, Dorothea, die später den Schriftsteller und Politiker Friedrich von Schlegel heiratete, Rachel Robert, die die Gemahlin Barnhagen von Ense wurde und viele andere. Auch seine spätere Gemahlin Caroline von Dacheröden, eine bedeutende, tief leidenschaftliche Frau, voll Kraft und Größe, lernte er im Tugendbund kennen. Aber auch

auf der Höhe seines Lebens und Schaffens war er mit interessanten und anmutigen Mädchen und Frauen aufs Innigste freundschaftlich verbunden. Ich nenne aus der Gallerie von Frauenbildnissen nur noch Charlotte von Lengefeld, die Gattin Friedrich Schillers, Therese Huber und Charlotte Diede, welche letztere durch ihre im Jahre 1847 erschienenen „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin“ einen klangvollen Namen sich in der deutschen Literatur machte. In hohem Grade für Liebe und Freundschaft geschaffen, fühlte er sich Zeit seines Lebens von der edlen Weiblichkeit aufs Mächtigste gefesselt. Wem einmal seine Zuneigung, seine Achtung und sein Vertrauen zuteilgeworden, der gewann sein Herz für immer. Im Glück und im Unglück konnte man auf ihn rechnen und den Frauen, die seinen Lebensweg kreuzten und sein besonderes Interesse erweckten, blieb er stets mit gleicher Verehrung zugetan. Sie umleuchteten und erhoben seine eigene ohnehin strahlende Gestalt.

Gewiß wird es daher unsere Leser interessieren, das Frauenideal eines so ausgezeichneten und feinsinnigen Kenners der weiblichen Psyche genauer kennen zu lernen.

Immer huldigte er dem Grundsatz, daß nicht die Anhäufung toten Wissens, nicht der äußere Wirkungskreis des Mannes, sondern das Mildern der Härten des Lebens durch die Kraft der Liebe die Bestimmung des Weibes sei. Im Herzen, nicht im Kopf, im Heim, nicht in der Knechtschaft des öffentlichen Berufes liege die Macht und das Glück des Daseins. Noch als alter Mann, am 14. Januar 1832, schrieb er seiner Tochter Gabriele: „Die Liebe wächst in stiller Geistesbeschäftigung und wendet in ihr alles sich zu. Darum ist das Leben der Frauen so viel höher und edler. Sie knüpfen einfach die stärksten und zartesten Fäden des Lebens zusammen und weiter kann es der Mann doch auch mit allen seinen Umwegen nicht bringen, er gelangt aber nur selten dahin.“ Er selbst fühlte und sprach es auch wiederholt in seiner Jugend aus, daß er etwas Weibliches und Weiches in seinem ganzen Wesen hatte. Als Bräutigam äußerte er sich einmal in dieser Beziehung in einer Zuschrift an Caroline von Dacheröden vom 2. April 1792 dahin: „Die Liebe hat es so gern, sich abhängig zu denken von dem geliebten Gegenstand, sich ihm eigen zu nennen, zu leben und zu weben nur durch ihn und für ihn und in ihm. Darum seid Ihr Frauen so glücklich, und darum liebt Ihr so schön, weil diese Empfindung Euch so eigentümlich, Euren Verhältnissen so angemessen ist. Dein letzter Brief noch drückt es so schön aus. Auch ich hänge unaussprechlich an dieser Idee. Zehnmal nenne ich mich Dein, ehe Dich einmal mein. Dieses sanfte, schwache, dahingehende Gefühl ist meinem Herzen viel eigner, als das hohe, starke, begeisterte. Zu diesem letztern vermag sich meine Seele selten zu erheben, aber dafür wird sie desto mehr von der Innigkeit des ersteren belohnt. Ich weiß nicht, ob alle Männer ebenso lieben, es soll in meinen Gefühlen viel Weibliches sein. Man sagte mir mehr als einmal, man könnte mit mir wie mit einer Frau reden, und neulich schrieb mir die Forster, sie möchte mich Schwester nennen.“

Freilich mußte ja das Frauenideal Humboldts ihm als ein wirklich verklärtes und von der Gloriole der Schönheit, Anmut und des Herzensadels umstrahltes erscheinen, da er in der Tat in seiner Caroline eine Frau gefunden, die volle drei Jahrzehnte hindurch ihm das Leben zu einem irdischen Paradies gestaltete. Ihre Verbindung war allezeit eine harmonische

und ohne jede Trübung. Es hatten sich hier zwei Seelen gefunden, die nur für einander vorhanden waren und beiden war Hochsinn und Gemütsreinheit eigen. Sinnig bezeichnet er in seinen Briefen an die Gattin aus Rom, vom 19. Juni 1804, die Seligkeit dieses Zusammenlebens mit den Worten: „Wie kannst Du sagen, liebes, teures Wesen, daß Du es in der Reihe der Jahre, die wir mit einander verlebt haben, doch wohl noch besser hättest machen können? Du mußt immer gesehen haben, wie ruhig, wie zufrieden, wie mit Dir und den Kleinen glücklich beschäftigt ich mit Dir gelebt habe. Du hast mir nie einen Kummer gemacht und mir soviel und so große Freuden geschenkt, die größte durch Deine bloße Existenz neben und mit mir. Den meisten Menschen, auch den Männern, werden beim Heiraten die schönsten und zartesten Gefühle abgestumpft. Es gehört viel dazu, wenn die Alltäglichkeit des Lebens nicht herabziehen, nicht gleichgültig machen sollen; besonders überleben ungeheuer selten Frauen diese Epoche, und natürlich, weil sich ihre Lage mehr ändert und aus gänzlicher Freiheit und Muße in weit größere Geschäftigkeit übergeht. Du bist Dir immer nicht nur so ganz und unendlich gleich geblieben, sondern Du hast aus jeder neuen Epoche des Lebens auch immer das Beste und Höchste geschöpft. Du hast in den mannigfaltigsten Verhältnissen mit mir, mit den Kindern, nur tiefer ins Leben eingegriffen, alle Gefühle, möchte ich sagen, mit mehr gediegener Wirklichkeit umkleidet, aber alle in ihrer ursprünglichen idealen Reinheit und Höhe gelassen. Wir sind immer dieselben beide einander sehr ähnlich gewesen, daß wir uns nur immer aufs Einfachste und Höchste im Leben gewandt haben, daß uns das Rein-Menschliche über alles gegangen ist, und daß uns davon nichts abgewandt hat. Aber glaube mir sicherlich, wenn ich auf diesem Wege geblieben bin, ist es vor allem dadurch geschehen, daß ich Dich immer so ganz und allein darauf gesehen habe.“

In keiner seiner Schriften und in keinem seiner Briefwechsel hatte er sich über das Frauenideal, das seiner Seele vorschwebte, so eingehend und entscheidend geäußert, wie in den schon erwähnten „Briefen an eine Freundin“, Charlotte Diede, die er als junger Studiosus im Bade Pyrmont kennen lernte, und mit der er Jahrzehnte hindurch einen höchst anregenden und in vielfacher Beziehung sehr bemerkenswerten brieflichen Gedankenaustausch pflegte.

Die Genannte, die Tochter eines Landpredigers namens Hildebrandt, die später einen Dr. jur. Diede heiratete, mit dem sie einige Jahre in einer höchst unglücklichen Ehe lebte, gefiel ihm auch schon deshalb, weil ihr Vater Landgeistlicher war. In einem solchen Landpredigertöchterlein sah er in seinem schwärmerischen Geiste alle Tugenden des weiblichen Wesens verkörpert: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung, die Einfachheit bei hoher Bildung, das Fernsein eines vornehm-tuenden, unangenehmen Tones und auch das Vorhandensein von Eigenschaften, die man in gebildeten Kreisen so gern hat.

Nicht in der geräuschvollen Gesellschaft und im Getriebe des öffentlichen Lebens, sondern in der stillen Häuslichkeit, sowie in der Abgeschlossenheit suchte er die Vertreterin des wahrhaft reinen und tugendhaften Weibes, denn die Abgeschlossenheit, so meint er, spanne alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüts höher, läutere die Seele und ziehe sie von all' den kleinlichen und zerstreuenden Rücksichten ab. „Auch gibt eine Frau, die die Einsamkeit liebt und in ihr lebt, leicht den Begriff, daß

sie keine Freude sucht, als die sie in der Tiefe ihres eigenen Innern schöpft und das ist das Haupterfordernis, um einem selbst tiefer und besser führenden Mann zu gefallen und ihm ein bleibendes unwandelbares Interesse einzulösen.“

Man glaube aber nicht, daß Wilhelm von Humboldt der Ansicht huldigte, daß eine Frau ihr Leben in Untätigkeit dahinbringen solle, im Gegenteil achtete er die arbeitsamen Frauen sehr hoch, er meinte sogar, daß, während soviel Männer durch die Arbeit einseitig, trocken und hölzern werden, die Frauen selbst bei einer mechanischen Thätigkeit ihr Gemüths- und Empfindungsleben nicht einbüßen, denn ihre Arbeiten gestatten ihnen noch immer, in einer Ideenwelt zu leben. Wörtlich sagt er: „Ich leite daher die wirklich feinere und schönere, oft selbst tiefere Bildung her, welche auch solche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genossen haben, meistens vor den Männern voraus haben, welchen sie sonst in Kenntnissen nachstehen. Zum Teil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermut und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfterer, tiefer und abgeschiedener in sich gefehrt ist, so berührt alles Äußere sie rauer. Indes ist das ein leicht zu verschmerzender Nachteil.“

Ja, er stellt die Frauenarbeit über die der Männer. Nach seiner Ansicht nähren sehr viele ja fast die meisten männlichen Arbeiten den Geist wenig oder gar nicht und erlauben dabei auch nicht die Gedanken auf irgend etwas anderes zu wenden — die besten Kräfte des Gemüthes bleiben unbeschäftigt. Daher kommt es, daß oft Geschäftsleute von Umsicht und Kenntnissen für Kunst und Wissenschaft nur selten etwas übrig haben, während ihre Frauen, die in solchen Verhältnissen leben und denen wenig oder gar keine freie Muße bleibe, die sie ihrer Bildung widmen könnten, geistesgeweckt und innerlich lebendig bleiben.

Mit größter Entschiedenheit spricht er sich gegen solche Ehen aus, die nicht eine innige und tiefe Liebe schließt. Eine Verbindung, die nur auf gegenseitige Achtung und Freundschaft ruhe, aber ohne das ganze Wesen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nenne, sei ihm stets zuwider gewesen, eine derartige Ehe zu schließen. Nur bei solchen Ehen, die ihre Entstehung der Liebe verdanken, ruhe der Segen des Himmels und das Glück der Häuslichkeit.

In seiner ritterlichen Gesinnung erkannte er auch die Vorzüge der alternden Frauen, worüber er manches schöne Wort gesprochen. Hier mag nur eines erwähnt werden: „Dem Mann wird es viel leichter, den Schein und selbst die Wirklichkeit zu gewinnen, als sei er im Alter mehr und viel mehr geworden. Man schätzt in ihm viel mehr die Eigenschaften, die wirklich dem Alter mehr angehören, und erläßt ihm die Frische und den Reiz der jüngeren Jahre. Er kann immer bleiben, und selbst mehr werden, wenn er auch die körperliche Kraft sehr einbüßt. Bei Frauen ist das nicht ganz der Fall, und die Strenge der Willensherrschaft, die Höhe der freiwilligen Selbsterleugnung, durch die das weibliche Alter sich eine so jugendliche Kraft erhalten kann, haben nur wenige den Mut sich anzueignen. Allein auch in Frauen bewahre das Alter vieles, was man in ihrer Jugend vergebens suchen würde, und was jeder Mann von Sinn und Gefühl vorzugsweise schätzen wird.“

Im übrigen ist er der Ansicht, daß die Frische der Jugend die wahre

Grundlage der Ehe sei. Er wolle damit nicht sagen, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhöre oder auch nur im mindesten dadurch verloren gehe, aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend müsse in die höheren Jahre hinübergehen, wenn das Glück vollkommen sein solle. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz eng zusammen und man müßte über alle Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wolle. „Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niederen Ständen, insofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemütern gibt.“

Wir können diese Skizze nicht angemessener schließen, als mit einem Selbstbekenntnis Wilhelm von Humboldts an seine Caroline vom 19. Mai 1791: „Umgang mit Frauen hat mir zuerst eine größere Fülle und einen zarteren Sinn gegeben. Er hat das Streben nach dem Großen und Höchsten nicht nur nicht erschöpft, sondern ewig in mir genährt und mir eine wahre Richtung gegeben. Er hat die Einseitigkeit hinweggenommen und den sanfteren menschlichen Eindrücken Eingang verschafft In süßem liebeähnlichem Gefühl dämmerte mir zuerst eine Ahnung auf, der größere und schönere Wirkungskreis werde von dem stillen Glück e i n e s Wesens begrenzt. Mein müdes ewig sonst herumerschweifendes Auge gewann einen Ruhepunkt. Ich strebte, Glück zu geben und ich genoß gern, was ich gern andern gewährte.“

Literatur.

Malbücher in Postkartenformat von Herm. Witzig und E. Bueß. Verlag von Gebr. Stehli, Zürich. Preis 1 Fr. Das Unternehmen ist bereits um 9 Nummern erweitert worden. Die Hefte enthalten 8 farbige Vorlagen, je zwei auf einer Seite, ihnen gegenüber die entsprechenden Zeichnungen, auf welche das Kind mit dem Farbstift die Farben aufzutragen hat, was ihm nicht nur Vergnügen bereiten, sondern auch den Sinn für Formen und Farben schärfen und entwickeln wird.

Die Gegenstände sind wirklich malerisch. Zunächst historische Schlösser: Thun, Lucens, Chillon, Grandson, Lenzburg, Tarasp usw. Dann Kirchen: Celerina, Montreux, Grindelwald, Tellstapelle; Landschaften in allen Jahreszeiten, mit See und Fluß und Teich; Beduten aus Städten und Dörfern; Kinder-szenen, die recht lebendig geschaut und in schöner Bewegung wiedergegeben sind.

Redaktion: Dr. Ad. Wögtlin, in Zürich 7, Aühlstr. 70. (Beiträge nur an diese Adresse!)
 Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden.
 Druck und Expedition von Müller, Werder & Co., Schipfe 33, Zürich 1.

Insertionspreise

für Schweiz. Anzeigen: $\frac{1}{2}$ Seite Fr. 72.—, $\frac{1}{4}$ S. Fr. 36.—, $\frac{1}{8}$ S. Fr. 24.—,
 $\frac{1}{16}$ S. Fr. 18.—, $\frac{1}{32}$ S. Fr. 9.—, $\frac{1}{64}$ S. Fr. 4.50.
 für Anzeigen ausländ. Ursprungs: $\frac{1}{2}$ Seite Fr. 90.—, $\frac{1}{4}$ S. Fr. 45.—, $\frac{1}{8}$ S.
 Fr. 30.—, $\frac{1}{16}$ S. Fr. 22.50, $\frac{1}{32}$ S. Fr. 11.25, $\frac{1}{64}$ S. Fr. 5.65.

Alleinige Anzeigenannahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Zürich, Basel, Aarau, Bern, Biel, Thun, Glarus, Schaffhausen, Solothurn, St. Gallen, Berlin, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag, Straßburg i. E., Stuttgart, Wien.